

Hörfunk und Fernsehen

Bereichsrezension: (TV-)Nachrichten

Mike Conway: The Origins of Television News in America. The Visualizers of CBS in the 1940s

New York et al.: Peter Lang 2009 (Mediating American History, Bd. 7), 397 S., ISBN 978-1-4331-0602-6, € 69,-

Christine Drentwett: Vom Nachrichtenvermittler zum Nachrichtenthema. Metaberichterstattung bei Medienereignissen

Wiesbaden: VS 2009, 264 S., ISBN 978-3-531-16551-6, € 34,90
(Zugl. Dissertation Ludwig-Maximilians-Universität München 2008)

Sebastian Köhler: Die Nachrichtenerzähler. Zu Theorie und Praxis nachhaltiger Narrativität im TV-Journalismus

Baden-Baden: Nomos 2009 (Angewandte Medienforschung, Bd. 45), 190 S., ISBN 978-3-8329-4618-0, € 25,-

Dass sich das Feld der (TV-)Nachrichten mitten in folgenschweren Umwälzungen befindet, darüber scheint Einigkeit zu herrschen: Neben der Veränderung von Öffentlichkeitsstrukturen durch internet-basierte Plattformen (facebook, twitter, Blogs) gilt es nicht nur die Folgen des digitalen Umbruchs in der Produktion (Kommunikation via Internet und Mobilfunk, Mini-Kameras, non-linearer Schnitt, VJs) zu beachten, sondern auch die Veränderung der Rezeptionswege (WWW, soziale Netzwerke) und der Endgeräte (Smartphones, Tablets) im Auge zu behalten. Der Druck der zunehmenden Ökonomisierung und der erhöhten Gewinnerwartung (beziehungsweise die Krise der Selbstlegitimation bei den öffentlich-rechtlichen Programmen) trägt ein Übriges dazu bei. Bis diese Entwicklungen in der Forschung angekommen sind, dauert es zwar stets mehrere Jahre, doch lassen die drei vorliegenden Studien – die eine historisch auf die USA bezogen, die anderen beiden mit der Gegenwart der deutschen Situation befasst – zumindest die Vermutung zu, dass an deren Anfang womöglich ein Unbehagen über tradierte Wissensbestände der Nachrichtenforschung gestanden hat, auch wenn keine der drei dies ins Zentrum der Untersuchung rückt.

Ist die filmhistorische Forschung aufgrund von fragmentarischer Überlieferung und schwieriger Quellenzugänglichkeit schon ein kompliziertes Unterfangen, so

gilt dies für die Fernsehgeschichte in noch viel stärkerem Maße, gibt es doch keine Institution, die systematisch das Programm sammelt und sind doch gerade aus der Frühzeit des TV kaum Sendungen überliefert. Und so bietet die Fernsehgeschichte noch immer die Möglichkeit für echte Überraschungen wie in Mike Conways Untersuchung *The Origins of Television News in America*, der nachweist, dass nicht – wie in der Regel angenommen – Edward R. Murrow (*See It Now*), Walter Cronkite und andere Anfang der 50er Jahre die (US-amerikanische Version der) TV-Nachrichten, wie wir sie heute kennen, erfunden haben, sondern dass bereits ab 1941 eine kleine, aber engagierte Gruppe bei CBS entscheidende Pionierarbeit auf diesem Feld leistete. Diese unter der Leitung von Gilbert Seldes und Worthington Miner hergestellten experimentellen TV-Nachrichten charakterisiert Conway als „first true television newscast since it was a regularly scheduled program dedicated to the coverage of the top stories of the day and important issues for the audience, utilizing visuals, words, and audio in a format not directly copied from another medium“. (S.91) Auch wenn keine audiovisuellen Aufzeichnungen dieser frühen Nachrichtensendungen mehr existieren, so gelingt es Conway doch durch Interviews, Archivrecherchen und Fotos eine aufregende und vergessene Episode der Fernsehgeschichte zu rekonstruieren.

CBS war auf dem Radiomarkt der 30er Jahre durch sein innovatives Programm zu einem der großen Medienkonzerne gewachsen und drängte trotz des Krieges in Europa in den zunächst noch experimentellen Fernsehmarkt. Als am 1. Juli 1941 die ersten regulären Programme starteten, war CBS neben NBC, das im Ruf stand eher technologisch orientiert zu sein, mit einem Team am Start, das sehr bunt zusammengesetzt war – „documentary filmmakers, photographers, radio news writers, an audio engineer, a picture editor, and a German émigré“ (S.1) – und dementsprechend experimentierfreudig an die Arbeit ging. Der Krieg stand naturgemäß im Zentrum der Berichterstattung der ersten Jahre und die Crew von CBS (er) fand zahlreiche innovative Möglichkeiten zur Visualisierung von Nachrichten. Darauf beruft sich Conway, wenn er argumentiert, dass bei CBS von Anfang an ein eigenständiges Format für Fernsehnachrichten entwickelt wurde, das nicht die anderen dominanten Nachrichtenformate jener Zeit, also weder das Radio noch die Kinowochenschau oder die Zeitung, kopierte.

Wenn man eine Parallele zur Filmgeschichte wagen will, so könnte man sagen, dass Murrow der D.W. Griffith der US-Fernsehnachrichten war, der also entscheidende Entwicklungen zum rechten Zeitpunkt bündeln und zusammenfassen konnte, der aber, anders als die orthodoxe Historiographie dies behauptet, nicht als der alleinige Urheber und Erfinder vieler heute kanonisierter Techniken gelten kann. Was retrospektiv als großes Glück für CBS erscheint und dem Sender lange Zeit einen Vorsprung vor der Konkurrenz bescherte, war die Atmosphäre der Offenheit und Transparenz, die Diversität der Mitarbeiter und die relative Autonomie von äußerer Einmischung – all dies wünscht man sich heutzutage für TV-Nachrichtenredaktionen und all dies ist leider nur allzu selten der Fall. Tat-

sächlich verschoben sich die Gewichte zu jenem Zeitpunkt zugunsten von NBC, als die Tabakmarke Camel ab 1948 als Sponsor der Nachrichten auftrat und damit massive Investitionen in diesen Bereich bewirkte.

Während der umfangreiche Band von Conway intensiv die Frühzeit der Fernsehnachrichten in den USA beleuchtet, widmen sich die beiden anderen Studien aktuellen Entwicklungen im Newsbereich, die häufig kritisch beurteilt werden, nämlich Tendenzen zur verstärkten Narrativierung und zur Metaberichterstattung. Beide Aspekte lassen sich aber nicht nur kulturkritisch als Niedergang einer einstmals kulturell zentralen Form verstehen, sondern erlauben auch die Abkehr von einer überkommenen Vorstellung von Nachrichten, in der Informationen möglichst dicht verpackt und weitgehend kontextlos übermittelt werden. Lange Zeit galt die Information des ‚mündigen Bürgers‘ als vornehmste Aufgabe der Fernsehnachrichten, die über Memorierung von Faktenwissen abgeprüft werden konnte. Inzwischen erscheint die Fixierung der empirischen Kommunikationsforschung auf Erinnerungsleistung von Tatsachen als fragwürdig, gerade so als wäre eine Nachrichtensendung ein alltagsweltliches Memoryspiel, bei dem derjenige gewinnt, der hinterher möglichst viele Details erinnert. Insofern bieten beide Studien durch ihre Konzentration auf solche Felder, die eigentlich als ‚Ablenkung‘ oder ‚Niedergang‘ gesehen werden, auch Anlass, Instrumentarium und Prämissen der Nachrichtenforschung kritisch zu hinterfragen, weil neue Entwicklungen auch immer ein Schlaglicht auf eingeschliffene Erwartungen und Routinen werfen.

Sebastian Köhler, Professor an der Berliner Hochschule für Medien, Kommunikation und Wirtschaft, siedelt seine Studie an der Schnittstelle von Kommunikations- und Medienwissenschaft an, wenn er sich bemüht, erzähltheoretische Erkenntnisse für die Methoden der empirischen Sozialforschung fruchtbar zu machen und umgekehrt. Dies kann zwar gerade in der Vielzahl knapper Fallstudien nicht restlos überzeugen, die im zweiten Teil des Buches versammelt sind, doch entwirft er ein mögliches Modell, wie sich geistes- und sozialwissenschaftliche Ansätze sinnvoll kombinieren lassen. Insofern ist dies ein wichtiger Schritt hin zu einer konstruktiven Begegnung beider Felder auf Augenhöhe. Köhler knüpft zunächst an Anthony Giddens Strukturationsansatz und Pierre Bourdieus Feldkonzept an, da beide als integrative Ansätze die Fallen von Strukturdeterminismus und Individualismus vermeiden helfen können. (Vgl. S.15ff.) So wird ein abstrakter Objektivitätsbegriff verworfen zugunsten des Gebots der Transparenz, nach dem Journalismus abzielen soll auf „möglichst professionelle Selektionen und zugleich selbstkritische Reflexionen dieser Selektionen als Schritte in Richtung gelingender gesellschaftlicher Kommunikation.“ (S.21)

Köhler paraphrasiert zahlreiche Ansätze (von der Systemtheorie bis zur Inhaltsanalyse), synthetisiert Argumente und schafft so einen gelungenen Überblick über eine Diskussion, die auch deswegen unübersichtlich ist, weil sie in mehreren Disziplinen (Medienwissenschaft, Kommunikationswissenschaft, Publizistik, Soziologie) sowie in der interessierten Öffentlichkeit nicht immer kohärent statt-

findet. Die möglichen Vor- und Nachteile von Emotionalisierung, Personalisierung sowie von Konfliktrahmungen kommen ebenso zur Sprache wie der Vorschlag, die strukturelle Semantik für die Nachrichtenforschung fruchtbar zu machen. (Vgl. S.52ff.) Die erste Hälfte des Buches fächert den Narrativitätsbegriff weit auf, ohne eine deutliche eigene Positionierung offen zu legen, so dass angesichts zahlreicher Ordnungsraaster und Klassifizierungen die Arbeit streckenweise eher einem enorm kenntnisreichen Literaturbericht gleicht. Angenehm ist dagegen der bewusste Versuch um eine undogmatische Wertung, ehe der synthetisierende Ansatz an einer Reihe von Fallstudien überprüft werden soll. (Vgl. S.103-167) Eingeleitet von einer kurzen Herleitung der objektiven Hermeneutik im Anschluss an Ulrich Oevermann kommen vor allem Beispiele aus dem Irakkrieg 2003 zur Sprache, wobei diese oft nicht über eine Sammlung von Thesen und Material hinausreichen.

Unstrittig scheint, dass sich in den letzten zwanzig Jahren eine Tendenz zur Narrativierung von Nachrichtenbeiträgen beobachten lässt; wie diese Entwicklung hingegen zu bewerten ist, darüber herrschen durchaus konträre Ansichten. Gerade das Abrücken von der traditionellen Nachrichtenpyramide – „das Wichtigste zuerst, das journalistische Ereignis-,Was?“ gefasst als Ergebnis, von hinten kürzbar, Sichtweisen addierend, fragmentarisch, aktuell bis hyperaktuell, ergänzbar, unzusammenhängende Aneinanderreihung einzelner Sätze“ (S.101f.) – kann auch als eine Entwicklung im Hinblick auf mehr Verständlichkeit verstanden werden, weil nicht länger kalt-rationale und abstrakte Rezipienten imaginiert werden. Eine narrative Gestaltung vermag vielleicht in absoluten Zahlen weniger Informationen unterzubringen, bietet aber potentiell die Möglichkeit, Zusammenhänge und Kohärenz aufzuzeigen, um so für Zuschauer von Nutzen zu sein, die nicht mehr als neunzig Sekunden für ein Thema aufbringen. Wie sich allerdings die Komplexität aktueller gesellschaftlicher Themen in angemessene narrative Formen bringen lässt, dafür findet bisher die TV-Serie (*The Wire*, *KDD*) oder der Dokumentarfilm (*24h Berlin*) eher eine Antwort als Nachrichtenbeiträge, die doch zwangsläufig im Format der Neunzigsekünder verharren.

Christine Drentwets Studie ist als Dissertation an der LMU München im Bereich der Kommunikationswissenschaft entstanden und bietet, wie für eine Qualifikationsarbeit typisch, eine größere Systematik, aber auch ein erhebliches Maß an Redundanz. Sie fragt nach der Rolle und Bedeutung der Meta-Kommunikation, wobei dieser Begriff in der ersten Hälfte der Arbeit in einer Reihe von theoretisch-methodologischen Kapiteln entfaltet wird. Im Zentrum stehen dabei „[d]as journalistische Fremd- und Selbstbild in demokratischen Ordnungen, die Medialisierungsthese sowie das Medienereignis- und das Metaberichterstattungskonzept“. (S.203) Grundsätzlich geht es also um politische Kommunikation, die sich unter dem Einfluss von Medialisierung rasant verändert. Eine Reihe von Fallstudien soll dabei die Vielfalt der Medienereignisse abbilden, darunter angekündigte wie überraschende, zyklisch wiederkehrende wie einzigartige, nationale

wie globale – vom 11. September 2001 bis hin zu Bundestagswahlen (1998 und 2002), vom Kosovokrieg (1999) bis zu den Brandanschlägen in Lübeck (1996). Die Kernfrage ihrer Untersuchung zielt auf das innere und äußere Selbstverständnis der Medien ab: „In welchem Ausmaß, in welcher Form und mit welchen Inhalten wird die Rolle der Medien in der Berichterstattung über Medienereignisse thematisiert?“ (S.127) Die kommunikationswissenschaftliche Arbeit bietet einige interessante Anknüpfungspunkte auch für die Medienwissenschaft, so etwa die Erklärungsmodelle für die zunehmende Verbreitung der Metaberichterstattung: Medialisierung, funktionale Differenzierung des Mediensystems im Sinne der Systemtheorie, ökonomische und akteurstheoretische Ansätze. Ob allerdings die Interdependenz zwischen medialem und politischem System über die Dichotomisierung von Instrumentalisierung vs. Abhängigkeit theoretisch sinnvoll gefasst werden kann, sei dahingestellt. Auch fragt man sich, ob die Konzentration auf die überregionale Qualitätspresse (*FAZ, FR, SZ, taz, Welt*) angesichts der Selbstthematrisierungstendenzen von Blogs und Foren im digitalen Zeitalter noch ausreichend ist, will man die Logik des metakommunikativen Diskurses verstehen.

Beide Studien deuten also die Möglichkeiten an, die Grundlagen der Nachrichtenforschung in Frage zu stellen und zu erweitern, doch scheuen sie letztlich davor zurück, grundlegende Fragen nach Form, Ästhetik und Struktur von (Fernseh-)Nachrichten im Zeitalter der vernetzten Medien zu stellen. Dazu müsste man wohl auch von einer ausschließlichen Konzentration auf die Nachrichten selbst abrücken, sich stärker für deren Platzierung in Programmumgebung, die Verbreitungswege und Nutzungsgewohnheiten interessieren sowie die Vorstellung von politischer Kommunikation überhaupt noch einmal anders rahmen. In der Summe provozieren alle drei Studien jedoch die kritische Befragung der Prämissen von (TV-)Nachrichten und besonders eine Befragung der Methoden, mit denen Nachrichten noch immer wissenschaftlich untersucht werden. Auch regen sie dazu an, jenseits althergebrachter Trennungen (Medien- vs. Kommunikationswissenschaft, Produktion vs. Rezeption) neue Wege in der Forschung zu erproben. Und damit ist ja schon eine ganze Menge erreicht.

Malte Hagener (Marburg)